

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 34

Artikel: Briefe von der Westgrenze

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Universität" sollte das Alter der Erdschichten bestimmen, versteinerte Tiere und Pflanzen bergen, Gesetze der Winde studieren, ferner das Gelände kartographieren, Erdschichtung und Erzgehalt feststellen, Menschenrassen untersuchen. Sagen und Lieder aufzeichnen, dem Steinzeitmenschen nachspüren, der Herkunft und den Wanderungen des Urmenschen nachgehen und vieles anderes mehr."

"Da entdeckten Sie doch den uralten 'Seidenweg', die Karawanenstraße, über die China vor 2000 Jahren seine Seide nach Rom und Ägypten führte, nicht?"

"O, ja, — wir fanden in der Turfan-Senke, bei Urumtsi mit — 287 Meter die tiefste Landesenke der Erde, im Lop Nor-Bogen 2000 jährige Berichte über die Hunnenkriege, den ältesten bekannten Papierbrief, 10,000 althinesische Manuskripte, über 50,000 Werkzeuge aus der Steinzeit, am Edsin-Gol ebenso alte Grenzwälle und eine 2000 jährige Poststation. Im Kurutag und Kufunor und in der nördlichen Gobi zahllose Versteinerungen von Tieren und Pflanzen, deren Leben 20 bis 100 Millionen Jahre zurückliegt, und allein bei San-tai nicht weniger als 30 Dinosaurier aus der Kreidezeit. Ein Beweis mehr dafür, daß hier einst Meer war. Aber es war eine gefährliche Fahrt."

"Sie sprachen vom 'Seidenweg' der Chinesen — hat die Entdeckung dieser Straße Wert für uns?"

"Ja, ganz bestimmt, — dieser zweitausend Jahre alte Weg kann und soll Autoweg Europa-China werden."

"Wird sich aber diese Autostraße auch an den früheren Pfad halten?"

"Man kann sich eigentlich keinen besseren Weg vorstellen, er wird jedoch 3000 Kilometer lang sein, und durch Sandwüsten, Einöden und Gebirge führen. Frage bleibt aber, wie das Weltgeschehen sich noch gestaltet. Immerhin hörte ich von Nanking, daß man bereits an der Straße baut."

Ich glaubte, den großen Forscher auch über Zeitprobleme auszufragen zu müssen. Eine Frage nach der anderen legte ich ihm vor. Ruhig und gelassen saß er mir gegenüber, auf dem Tische Blätter aus einem Werk: "Un roi en exil" und — schweigt. Auf meine Frage, welche Errungenschaft des 20. Jahrhunderts er als die segensreichste ansiehe, sagt er: "das Flugzeug und Radio".

Dann stelle ich noch eine Frage: "Was haben Sie für Pläne für die Zukunft?"

Da runzelt Sven Hedin die Stirne und erklärt: "Vorläufig keine — aber vielleicht — eines schönen Tages ziehe ich doch wieder los — ich kann nicht anders — ich muß es tun!"

Allzugerne hätte ich von ihm auch gewußt, welches in seinem Leben die größte Freude gewesen sei: Sven Hedin guckt mich nur mit seinen lustigen Auglein an und sagt: "Das sag' ich Ihnen nicht!"

Aber immer noch bin ich nicht zufrieden und gerne möchte ich doch wissen vom System, mit dem er seine vielen Sprachstudien treibt. Aus Büchern, bei Lehrern?

"Nein, Herr Schweizer, — meine Sprachen habe ich nur im Umgang mit den Leuten gelernt — man muß nur schweigen lernen und horchen können, — das ist alles!"

Viele Jahre werden vergehen, ehe das riesige Material dieser letzten Sven Hedin-Expedition ausgewertet sein wird. Und dann werden vielleicht neue Expeditionen ausziehen, um auf den Spuren von Sven Hedin weiter zu forschen. Sven Hedin aber . . . ! Ist er müde? O nein . . . er ist nur mit der Welt nicht ganz zufrieden, denn zu wahr ist sein Wort: "Es ist eigentlich ein Jammer, wie laut die Menschen heute lärmend und nur nach neuen Gelegenheiten suchen, um sich das Leben selbst und den andern so schwer als möglich zu machen, wo doch die Erde so schön sein könnte, wie wir sie uns in unserer Jugend erträumten!"

Spruch

Halte dich still, halte dich stumm,
Nur nicht forschen: warum? warum?
Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.
Wie's dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Rätsel, die Frage bleibt.

Fontane.

Briefe von der Westgrenze

III

Haut-des-Prés, im August 1937.

In der Mauer des Rochat-Hauses ist eine große Steinplatte eingefügt; darauf sind zwei primitive Bären eingehauen, die sich an einer Tanne aufrichten, und links und rechts davon die Jahrzahl 1673 und die Namenszeichen C R und M-D R. Herr Camille Rochat, der heutige Besitzer des Hofes deutet die Zeichen so, daß seine Vorfahren Claude und Martin=Daniel Rochat mit Erlaubnis Léon de Berne im Jahre 1673 ein Haus erstellen ließen. Die Rochats sind das im Jourtal verbreitetste Geschlecht. Der Autor der "Notice sur la Vallée de Joux" — Lucien Reynaud — war nicht Pfarrer oder Lehrer, wie ich in meinem letzten Brief mutmaßte, sondern ein gebildeter Bauer und Heimatforschsteller des Tales — verzeichnet (1860) 199 Familien dieses Namens im Distrikt. Es folgen als nächstverbreitete Geschlechter die Menlan mit 160, die Piguet mit 121, die Golay mit 115 und die Reynaud mit 99 Familien. Daß die Verhältnisse heute ähnlich liegen, zeigen die Firmenfäulen der Kaufläden, die vielleicht zur Hälfte den Namen Rochat tragen. Im "Golden Buch der Waadtländer Familien" ist von einem Claude Rochat die Rede, der von 1642 bis 1751 lebte und das fabelhafte Alter von 109 Jahren und sieben Monaten erreichte. Er soll in seinem 101. Lebensjahr mit seinen sieben Söhnen an einer Waffeninspektion teilgenommen haben. Er könnte der Erbauer des Rochat-Hauses auf Haut-des-Prés gewesen sein. Seine heutige Gestalt hat das Haus vor und nach einer Feuersbrunst vor wenigen Jahren erhalten. Unter dem gleichen großen Dach sind, durch den langen Haustgang getrennt, Wohnung und landwirtschaftlicher Betrieb untergebracht. Weder im ersten, noch im zweiten Teil fehlt es an den Errungenschaften der Neuzeit. Wie drunter in der Ebene treibt die elektrische Kraft die verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen und Quellwasser speist den Hausbrunnen; zu fließendem Wasser in den Küchen reicht allerdings der Quellsdruck nicht; da muß die Hausfrau noch den eisernen Pumpenschwengel in Bewegung setzen.

Es gehört mit zu den Annehmlichkeiten eines Ferienaufenthaltes auf dem Lande, Anteil nehmen zu dürfen an dem täglichen Leben in und um den Hof, ohne sich anstrengen zu müssen. Wir Pensionäre genossen das willig gewährte Recht dieser müßiggängerischen Anteilnahme in vollen Zügen: unfreiwillig, wenn morgens um halb fünf die Milchkuhe glockenschwingend von der Weide kamen und muhend Einlaß begehrten vor dem heimischen Stall; freiwillig, wenn wir Ställe und Tiere und Bühne und Werkstätten besichtigten, hier das Pferd tätschelten, dort dem Saugkalb krauelten, oder wenn wir die Wiesen — die gemähten natürlich — durchstreiften, um an den Stein- und Buschhügelchen an ihren Rändern zu saftigen Erdbeeren zu kommen. Freiwillig griffen wir gelegentlich auch zu Gabel und Rechen, wenn es auf der Heuwiese nervös zappte und das Gerassel des Heuwagens das Donnergrollen zu übertönen suchte; behutsam und ohne Gewissensbisse legten wir das Gerät wieder aus den Händen, bevor dort die Arbeitsschwäler in Erscheinung traten. So ganz wohl war es mir — ich muß es gestehen — bei diesem gespielten "vie champêtre" mit dem Frühstück zwischen neun und zehn und dem Mittags-schlafchen von ein bis drei Uhr nicht an Seite des wirklichen bäuerlichen Lebens mit seinem Arbeitstag zwischen 4 Uhr früh und 10 Uhr spät. Das war eben im Heuet, der dieses Jahr bekanntlich sehr vom schönen Wetter begünstigt war und der die Leute von einem dünnen Heufeld aufs andere jagte. Als das 45. und letzte Fuder auf dem Heustock lag, wurde auch für unsere Wirtsleute das Leben etwas gemütlicher.

Der Bär als Hauszier mag als ein Zeichen besonders loyaler Untertanenschaft gegenüber dem Hochwohlmögenden Herrn Landvogt in Romainmôtier gedeutet werden. Er soll im Tal nur noch an einem Hause zu sehen sein. Die Waadtländer

lassen sich im allgemeinen nicht gerne an die Seiten der bernischen Untertanenschaft erinnern, was wir auch gut begreifen. Obwohl es ihnen unter der bernischen Herrschaft nicht schlechter gegangen ist als unter der der Savoyer. Das wird von den Kennern des Tales auch offen zugegeben. So finde ich sowohl in der oben zitierten Schrift von Reymond wie in der Dissertation*) des auch aus dem Tale stammenden Lausanner Lyzeistaten René Meyland das Lob der Berner Regierung, die das Wohl des Tales nach bestem Können gefördert hätten. Die Berner übernahmen die Herrschaftsrechte über das Jourtal von den Prämonstratenermönchen in „der Abtei“, aus der dann das Dorf L'Abbaye geworden ist. Die Mönche taten ihren geistlichen Dienst und genossen ihre Zehnten, aber sie förderten das materielle Wohl ihrer Untertanen nicht sonderlich. Die Talbewohner weinten ihnen keine Tränen nach, als sie nach dem Einzug der Berner und der Einführung der Reformation das Land verließen. Die neuen Herren sorgten bald einmal für bessere Verkehrswege, förderten die Einwanderung von Glaubensverfolgten aus der Franche-Comté und damit Handel und Wandel. Denn diese Refugiés brachten Intelligenz und Gewerbeschleiß mit sich, hier wie andernorts, und wurden durch Einführung neuer Gewerbe und Manufakturen zum Segen der Gegend.

Die Anfänge der Uhrenindustrie, die heute dem oberen Teile des Tales das Gepräge gibt und der die großen Ortschaften Le Sentier und Le Brassus ihre Blüte verdanken, fallen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nachdem schon vorher einige geschickte Handwerker sich mit Erfolg dem Baue hölzerner Uhrwerke hingeben hatten, begab sich ein gewisser Samuel-Olivier Meyland von Le Chenit (so nennt sich die Gemeinde, die die Orte oben am See zusammenfaßt) nach Rolle und erlernte dort in drei Jahren die Uhrmacherei. Über die drei Jahre entsprachen nicht der damaligen Zunftordnung, und der Landvogt ließ ihm erst das Meisterrecht zukommen, nachdem er die geforderten fünf Jahre Vorbereitung voll erfüllt hatte. Diese Strenge mag der nun durch Meyland im Chenit verbreiteten Uhrmacherkunst zugute gekommen sein. Als sich der Zunftzwang für die Uhrenmacherei als schädlich erwies, hob ihn der bernische Landvogt 1776 auf und gab damit diesem Gewerbe neue Impulse. (Meylan, S. 124.)

Der Aufschwung der Uhrenindustrie im Jourtale während der letzten Jahrzehnte vor der großen Krise knüpft sich an den Namen Lecoulstre, eines tüchtigen Industriellen, dessen Fabrik in Sentier heute nach 50 Jahren noch das dominierende Etablissemment im Uhrenbezirk des Jourtals ist. Die Krise von 1929 bis 1936 legte fast alle Fabriken still. Man stellte sich, wo immer möglich, auf andere Artikel der Kleinmechanik um. So entstand in Sentier eine Fabrik für Rasierapparate, die heute noch läuft. Die Krise ist heute, nach kaum einem Jahre der Abwertung, glücklich überwunden. Die Fabriken haben wieder Vollbetrieb. Ja, es geht der Industrie so gut, daß sie ihren Arbeitern eine Woche vollbezahlter Ferien gewähren konnte. Ein frohes Wandern hub an; zu Fuß, mit dem Fahrrad, mit der Eisenbahn oder mit dem Autocar zogen sie aus die 1500 Uhrmacher des Tales (nicht alle natürlich) und genossen die Freiheit und die schöne Welt. Ganz ungewollt und unverdient kamen Gustav und ich zum Mitgenuß der Uhrmacherferienfreuden. Das ging so zu: Wir tippelten auf der heißen Landstraße Vallorbe zu. Unterwegs fuhr ein Bierpläcker-Auto mit zwei jungen, anscheinend frohgestimmten Frauenpersonen an uns vorüber. Zu spät reiste in uns der Entschluß, uns zum Mitfahren anzubieten. Drunter bei der kühlen Orbequelle aber trafen wir die Damen wieder, picknickend und immer noch gut gelaunt. Ein Wort gab das andere. Bald wußten wir, daß sie den gleichen Rückweg hatten wie wir. Ob wir etwa mitfahren wollten? Mit tausend Freuden! Und auf bequemem Polster ließen wir die prikelnden

Kurven der pittoresken Ortschlucht genießerisch an uns vorüberziehen. Oben auf dem Mont d'Orseires angelangt und auf der geraden asphaltierten Route nach Le Pont gleitend, kam auch das Gespräch wieder in Lauf und wir vernahmen dann, mit wem wir es zu tun hatten: Zwei Walliserinnen; die ältere, seit kurzem die Frau eines Uhrmachers in L.; die Freundin aus Conthey hat sie im väterlichen Auto besucht, und da der Mann die Uhrmacherserien zu einer Reise auf dem Zweirad benutzt und die Frau allein daheim gelassen hat, ist ihr die Freundin mit dem Auto gelegen gekommen. Wahrscheinlich erzählte sie dem von seiner Lustreise heimgekehrten Manne von ihrer Fahrt in Männergesellschaft und rächt sich so dafür, daß er sie nicht mitgenommen. Uns zwei staubverdrossenen Straßenwanderern aber hat der Uhrmacher zu einem Genuss verholfen, für den wir ihm noch jetzt dankbar sind.

Die Mühsalen einer sommerlichen Landstraße mußte ich dann einige Tage später auf meiner Wanderung nach Romainmôtier auskosten. Ich hatte mich in den Distanzen etwas verrechnet und unterwegs mit einem seine Zweitagesferien verbummelnden Postbeamten von Vallorbe versäumt; so verpaßte ich den Anschluß an das Postauto in Vaulion und mußte auf brennender Asphaltstraße bei knapper Zeit dem alten Landvogtsitz zuwandern. Auf dem Grunde eines Waldstückchens liegt dieses Bijou eines mittelalterlichen Landstädtchens, das sich in seinen wesentlichsten Teilen unversehrt in die Gegenwart hingübergetragen hat. Die einstige klösterliche Grundlage mit Kirche, Klosterhof und Zellenbauten sind leicht zu erkennen. Das Abthaus diente nach 1536 den bernischen Landvögten als Sitz. Romainmôtier war nach Lausanne die größte und feudalste Landvogtei in der Waadt. Heute sind Landvogtsitz und die hochinteressante romanische Klosterkirche Staatsgut und werden als Museum gezeigt. Das Museum schenkte ich mir; ein Blick in einen Parterresaal ließ mich vermuten, daß es sich um eine Raritätensammlung von höchstens lokalem Wert handelt. Dagegen genoß ich umso mehr die stimmungsvolle Schönheit der Kirche, die außen und innen als eine Meisterleistung der romanischen Stilepoche gewertet werden darf. Die Leistung ist umso bewunderungswürdiger, als der heutige Bau aus Um- und Ausbauten vieler Jahrhunderte hervorgegangen ist.

Das ganze Städtchen ist mit seinen Tortürmen, geschwungenen Dachgiebeln und Erkern, seinem Gemisch von bürgerlichem und bäuerlichem Leben ein reizvolles Museumstück, und nicht ohne Grund das bevorzugte Ausflugsziel sonntäglicher Wanderer aus nah und fern.

Für mich jedenfalls — Gustav war inzwischen anderen, weniger historischen Freuden nachgegangen — war Romainmôtier ein schöner runder Schlupfpunkt meiner langen interessanten Ferienerlebnisreihe von droben im welschen Grenzland.

Der Abschied von Haut-des-Prés und seinen lieben Bewohnern wurde uns schwer und wurde uns durch den Umstand noch schwerer gemacht, daß jetzt die Biße, die bisher recht fühl von der Pierre Punex her über den See gefricten hatte, nachgelassen und die Wonnen des Badelebens drunter am weidenbesetzten Ufer erst recht anhuben. Aber es warteten noch die waadtändische Hauptstadt und die Böllerbundstadt auf unseren Besuch und versprachen uns neue Genüsse. So schwang sich Gustav schon früh am Morgen unternehmungslustig aufs Rad, um über den Faucille Genf zu gewinnen, während ich in gemächlicher Eisenbahnfahrt dem gleichen Ziele zustrebte. Wir haben auch von hier unvergeßliche Eindrücke heimgebracht. Doch vermag weder die Erinnerung an die Paläste und Kunstdäle von Genf und Lausanne, noch die an das Lichermeer der Seeräuber die Erinnerung an die stille, sommerschöne Welt der Wälder und Weiden droben an der Westgrenze zu überstrahlen.

* * *

Im Nachtschnellzug von Lausanne her saß mir zur Seite eine schlichte Frau aus dem Volke. Die Heimkehrerfreude machte sie gesprächig. Sie mußte mir erzählen. Der Vater ihrer sechs Kinder, ein Eisenbahnarbeiter, vor fünf Jahren gestorben; das

*) La Vallée de Joux. Etude de géographie humaine. Bulletin de la Société neuchâteloise de géographie.

Jüngste damals zweijährig. Die drei Altesten in Stellen im Welschland. Eben diese drei hatte sie besucht. Das waren drei schöne Tage für sie. Erst traf sie sich mit den zwei Töchtern, die Urlaub bekommen, im Städtchen am See. Dann holte der Sechzehnjährige mit dem Fuhrwerk des Meisters sie ab ins Dorf, wo er sein Bauern-Welschlandjahr verbringt bei strenger Arbeit, über die er sich aber nicht beklagt, weil er weiß, daß das im Heuet so sein muß. Mit leuchtenden Augen sprach sie auch von den beiden Töchtern, wie die Siebzehnjährige den Haushalt zweier Lehrerinnen ganz selbstständig führe mit Kochen, Waschen und Plätzen. Daheim warten die drei andern Kinder, die sich in ihrer Abwesenheit selbst beholzen, mit Sehnsucht und Spannung auf ihre Rückkehr. Wie langsam doch der Schnellzug fährt: Hat sie doch von Bern aus noch eine Stunde zu fahren bis heim. Schon ab Freiburg nahm sie den Koffer und die Schachtel mit den Geschenken für die Kleinen zu sich und rutschte unruhig auf der Sitzbank herum. Mir war, als säße das Mutterglück in schönster Verkörperung neben mir. Und doch war es nur eine arme Witwe mit abgewerkten Händen.

Auf Schritt und Tritt sind mir im Waadtland und in Genf die sprachbeflissen jungen Berner und Bernerinnen, gelegentlich auch Ostschweizer begegnet. In ganzen Büglein kamen sie daher, die Pensionsmutter hinten nach; oder ich traf sie dienend auf dem Bauernhof, im Restaurant, im Hotel. Welschlandgängerei? Unwürdige Umkehrung des Verhältnisses von damals, als Claude Rochat den Berner Bär in seine Hausmauer setzte und als die Bauern und Uhrmacher des Jourtales dem bailli de Romainmôtier die Gefälle brachten? Ich glaube nein! Wir Deutschschweizer müssen entgegenkommen, müssen unseren welschen Brüdern die Hand reichen. Wir müssen sie mit unserem Verhalten zu überzeugen suchen — der Herr Kollege aus Luanne, mit dessen liebenswürdiger Familie wir drei Wochen lang Zimmer an Zimmer wohnen durften, möge mir die zarte Anspielung an unsere politischen Tischgespräche verzeihen — wir müssen die Waadtländer zu überzeugen suchen, daß ihr politisches Ideal nicht ein forscher kantonaler Nationalismus sein darf, sondern daß sie, wie wir alle, hineinwachsen müssen in die Gemeinschaft gleichberechtigter Glieder einer in sich geschlossenen Eidgenossenschaft, in der es nur eine suprema lex gibt: den Dienst am schweizerischen Vaterland.

* * *

Ich schreibe den Schluß dieses Briefes daheim am altvertrauten Schreibtisch. Gustav ist eben aus dem Jungschützenkurs zurückgekehrt und hat mir gezeigt, wie man das Gewehr aus einandernimmt. Noch einmal schwieft meine Erinnerung hinauf in die pâtures und forêts ob Haut-des-Prés. Drobam am Waldrand um das lodernde Augustfeuer standen wir, Waadtländer, Zuger, Berner, und sangen einträglich Vaterlandslieder in deutscher und in welscher Sprache. Es war schön! H. B.

Weltwochenschau

Der Ball geht weiter

Professor Laur, der nicht mehr Professor, „nur noch“ schweizerischer Bauernsekretär heißt, hat ihn aufgefangen. Gleich wie der Bauernpartei, ist auch ihm die Unklarheit gewisser Punkte in der freisinnigen Frageerie aufgefallen. Und so wie die Bauernpartei die Gelegenheit benützte, um den Gegnern des schweizerischen Bauern-Verbandes eins auszuwischen und Klage zu führen gegen die Attaken, denen er im letzten Jahre ausgekehrt gewesen, greift auch der greise Kämpfer von Brugg das Thema auf. Sein Artikel ist viel besprochen worden. Die Unhänger des „unbedingten Liberalismus“ werden nervös. Was will Herr Laur?

Er hat als Bürgerlicher gesprochen, dem die natürliche Lösung der wirtschaftlichen und politischen Krise soviel bedeutet wie die Überwindung des Sozialismus und Kommunismus. Unausgesprochen gibt er dabei zu, daß nicht die zwei Linkströmungen „die Krise“ seien. Sondern: In der wirtschaftlichen

Struktur und ihren Fehlleistungen liegt's, daß diese Strömungen entstanden, Strömungen, welche ganz einfach die Fehlleistungen beheben möchten. „Sozialismus und Kommunismus“ müssen überwunden werden, jawohl, aber nicht „durch den Liberalismus“, der sie ja gerade herausbeschworen, dank seiner Fehler. Die Befreier von der Gefahr, das sind . . . „die Verbände“. In seinem Artikel steht's ausgeprochen: Landwirtschaftliche Verbände, Gewerkschaften, Konsumgenossenschaften! Alle drei zusammen. Ihre Formen sind es, die als natürliche Gegenwehr der wirtschaftlich Schwachen in Erscheinung traten, als der Liberalismus entgleiste.

Nun haben die „Verbände“ auf der Linken das Wort. Prof. Laur erleichtert den Sozialdemokraten, ihr Schweigen auf den freisinnigen Fragebogen zu verlängern. Oder höflich zu fragen, warum der alte Freisinn sich schematisch an die alten Parteien, und absichtlich nicht an die neuentstandene „Labour-party“ ohne diese Namen, an die Richtliniengruppe, gewandt habe. Oder sie können den Ball, den Laur geworfen, geschickt so werfen, daß sie im Namen der Richtlinien reden und in einer Sprache antworten, die ihnen Dr. Laur und den Bauerverband nachträglich zu Verbündeten macht.

Die Bauern der alten Richtung haben bekanntlich zu den „Richtlinien“ Nein gesagt. Jetzt haben die „Richtlinien“-Leute Gelegenheit zu einem Ja von weittragender Bedeutung. Wir wissen längst, daß die „Synthese zwischen Liberalismus und Organisation“ die Quadratur des Zirkels bedeutet, die zu finden wäre. Wenn die Richtlinienleute, (für den Fall der Antwort an den Freisinn, also die Sozialisten und Jungbauern), die Brücke, die ihnen Dr. Laur gebaut, und wenn sie sie benützen, dann geht der Ball richtig weiter, das heißt, wenn sie aussprechen, daß der Einbau der Organisationen die notwendige Korrektur unserer ewig schwankenden Wirtschaft bedeute, dann dürfte dies das Wort sein, das uns weiter führt.

Aber wohin, und ob sie den Ball richtig fangen?

Japanisch-chinesischer Krieg

Auf zwei Schauplätzen ist der Krieg, dem keine Kriegserklärung vorangegangen, ausgebrochen: Bei Schanghai und bei Peking-Tientsin. Zur Entstehung der neuromatischen Form, Kriege zu beginnen, ohne die fast uralten Regeln der Ankündigung zu beachten, ist zu sagen, daß eine psychologische Ursache vorliegt: Der eine Gegner hält den andern für minderwertig, sozusagen nicht für satisfaconsfähig und nimmt an, ihm gegenüber seien gewisse Regeln nicht gültig. In der europäischen Welt könnten ähnliche Überraschungen blühen, falls eine Macht sich berufen fühlen sollte, in andern Ländern „Ordnung zu schaffen“. Etwa, um einen angeblichen Kommunismus zu bekämpfen, der gar nicht vorhanden ist. „Kriegserklärungen“ sehen gleichberechtigte Partner voraus. Japan behandelt China nach dem Siege um die Jahrhundertwende grundsätzlich so, wie ein Prügelmeister den Sträfling behandelt. „Strafexpeditionen“, so werden Angriffe gegen chinesische Corps genannt, die sich gegen japanische Übergriffe gewehrt. „In Ostasien Ruhe und Friede schaffen“, das ist der Ausdruck für die geplante Unterwerfung Nordchinas, die Berstörung des alten Gesamtreiches, die Aufrichtung der japanischen Führung über den großen Kontinent. „Mangelndes chinesisches Verständnis“ nennt man in Tokio die Widerstände Nankings gegen das Aufgefressenwerden. „Gemeinsame Bekämpfung des Kommunismus“ ist die Formel für die Durchsetzung ganzer Landschaften mit japanischen Militär, zur Unterdrückung aller chinesischen Modernisierungsbemühungen. Eine wahre Musterkarte von politischen Gemeinheiten liegt vor, und wenn die Chinesen endlich genug haben, so muß es alle Welt begreifen.

Bei Schanghai haben die Chinesen angegriffen, um den japanischen Teil der internationalen Konzession an sich zu reißen. Sie können auch hier behaupten, daß ihr Angriff mit Recht erfolgt sei. Eine ganze japanische Flotte fuhr in den Schanghaier Hafen ein, lud Truppen und Material aus und errichtete einen Flugplatz, verbreitete unter den Massen der an-